

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

56 (8.3.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 20

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 20. Karlsruhe, Montag den 3. März 1909. 29. Jahrgang.

Wie ich meinen besten Freund verlor.

Eine Erzählung.

Von Martin Jäger (Möhrebad bei Heidelberg).*)

Er wohnte im Hinterhaus, ich im Vorderhaus. Freunde waren wir schon gewesen, als wir noch kaum laufen konnten. Als wir zum erstenmale die Schule besuchten, wollte man uns nicht nebeneinander setzen. Doch ich schrie und strampelte so lange, bis der Lehrer nachgab. Von dem Tage an wurde unsere Freundschaft noch inniger. Bekam ich einen Wunsch, so sprach ich es aus, und wenn du es nicht tust, so tue ich es selbst. Nach einigen Jahren war unsere Freundschaft so innig, daß ich wörtlich geworden im Dorf. Kein einziger von den Jungen wagte es, mit uns anzuhändeln. Ich selbst war schwach, aber mein Freund, der Schnorr, nahm es mit dreien auf. Wehe dem, der es wagte, mich auch nur schief anzusehen; er bekam unfehlbar Peters Fäuste zu spüren. So blieb es lange und wäre immer so geblieben, wenn nicht jener verhängnisvolle Abend gekommen wäre. Es war ein kalter Märzabend. Der Wind wehte einem den Schnee ins Gesicht. Schon sollte ich mich ins Bett legen, als ich einen langgezogenen Pfiff hörte, der nur vom Schnorr Peter herrißren konnte. Hastig kleidete ich mich an und schlich mich die Treppe hinab, damit die Eltern nichts merkten.

„Was ist denn los, Peter?“
Jetzt erst bemerkte ich, daß meinem Freunde das Wasser über die Augen lief. Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn, denn genau so weinte der Peter, als sein Vater abends tot heimgebracht wurde und er die Nachricht ins Vorderhaus brachte. Sollte vielleicht seine Mutter, die schon jahrelang krank war, mit dem Tode ringen? Oder war seiner kleinen Schwester etwas zugefallen? Alle diese Gedanken waren mir wie der Blitz durch den Kopf gefahren.

„Ich halts nicht mehr aus; wir haben keinen Bissen zu essen, keine einzige Kohle mehr. Die Mutter ist wieder schwächer, und meine kleine Schwester jammert vor Hunger und Kälte“, berichtete Peter und weinte leise vor sich hin.

Ich hieß Peter auf mich warten. Leise ging ich in die Küche, schnitt ein Stück Brot, nahm ein Stückchen Fleisch und eine Fläsche Milch.

„So, Peter, mehr kann ich dir nicht geben. Morgen werde ich meine Mutter bitten, daß sie euch noch etwas bringt.“

„So wahr ich Peter heiß, frieren sollen sie auch nicht länger, meine gute Mutter und die Anna. Wenn nur noch zwei Wochen heringeht, dann kommen wir ja aus der Schule. Bei den Maurern verdiene ich so viel, daß wir uns über Wasser halten können.“ Mit diesen Worten entfernte sich Peter.

Was er nur mit den Worten: „So wahr ich Peter heiß, frieren sollen sie auch nicht länger“ gemeint hat? Immer wieder gingen mir diese Worte durch den Kopf.

*) Martin Jäger ist ein 26jähriger Werkzeugschmied, der am Tunnelbau in Heidelberg arbeitet. Was ihn zum Niederschreiben seiner obigen kleinen Erzählung veranlaßte, darüber hat Jäger selbst der „Frankfurter Zeitung“, der wir diese entnehmen, das folgende mitgeteilt: „Es wird Ihnen bekannt sein, daß die „Freie Studentenschaft Heidelberg“ Unterrichtskurse für Arbeiter veranstaltet. Im Laufe des Sommerfurses wurde jeder Teilnehmer aufgefordert, irgend eine Erzählung zu schreiben. Bei der Durchsicht erregte meine Erzählung Aufsehen. Die Kursleitung forderte mich auf, die Erzählung an eine größere Zeitung oder Zeitschrift einzufenden. Anfangs leistete ich der Aufforderung keine Folge. Erst als ich eine zweite Aufforderung erhielt, entschloß ich mich, die Arbeit der Öffentlichkeit zu übergeben.“

„Hat der Peter schon gepuffen?“ fragte ich am andern Morgen meine Mutter.

„Nein, er wird schon in der Schule sein.“
Zum erstenmale bemerkte ich, daß meine Mutter etwas vor mir verbarg. Als ich in die Schule kam, war Peter noch nicht da. Die Schulkameraden steckten die Köpfe zusammen und lachten spöttlich zu mir herüber. Plötzlich hörte ich hinter mir das Wort Kohlendieb. Der Boden unter meinen Füßen fing an zu wanken. Ich wäre gefallen, wenn ich mich nicht auf die Bank gesetzt hätte. Jetzt wachte ich, was jene Worte am Abend zu bedeuten hatten. Er war seiner Schwester und seiner Mutter zuliebe zum Dieb geworden. Das Elend hatte ihn zum Dieb gemacht.

Der Unterricht hatte begonnen. Ich konnte den Ausführungen des Lehrers nicht folgen. Meine Gedanken waren immer bei der armen Frau Schnorr und bei Peter. Da — ich glaubte nicht mehr zu sehen — kam Peter zur Tür herein. Im Geiste sah ich wie Schnee, den Kopf auf der Brust, war er ein Abbild des Jammers. Der Lehrer nahm ihn auf die Seite und sprach leise mit ihm. Ohne den Kopf zu heben, setzte er sich neben mich. Ich wagte ihn nicht an zu schauen.

„Paus!“ rief der Lehrer, und alle strömten nach dem Hof.

„Wenn Peter sich nur nicht neben mich stellt“, dachte ich. Mit einem Dieb wollte ich nichts zu schaffen haben. Nein, er stellte sich allein in eine Ecke und um ihn herum standen seine Schulkameraden. „Kohlendieb“, „Kohlendieb“ schrien sie ihn an, ja einige spien ihm ins Gesicht. Meine Fäuste ballten sich, aber ich wagte nicht, einen Dieb zu helfen.

War er ein Dieb? Hatte er nicht einem steinreichen Kohlenhändler nur so viel genommen, um seine kranke Mutter, seine kleine Schwester vor der Kälte zu schützen? Es kam etwas wie Trost über mich. Er hat Kohlen gestohlen, also darf ich nichts mehr mit ihm gemein haben. Ja, wenn ihn nicht der Nachtwächter erwischt hätte! — so suchte ich mein Gewissen zu beschwichtigen.

Da geschah etwas Unerwartetes. Mit einem Sprung stand er neben mir. Er suchte bei dem Schutz, den er seit acht Jahren beschützt hatte. „Dieb“, kam es leise von meinen Lippen. Er warf mir einen Blick zu, den ich nie, nie so lange ich lebe, vergessen kann. Ich fühlte es, in diesem Augenblick hatte ich meinen besten Freund verloren.

Peter kam nicht mehr in die Schule. Seine Mutter war so krank, daß das schlimmste zu befürchten war. Einige Tage darauf führte man sie hinaus in den kleinen Dorfriedhof. Zwei Tage darnach war Peter verschwunden. Morgens, ehe ich aufwachte, dankte er meiner Mutter für alles Gute und ging, ohne nach mir zu fragen, ohne mir zu verzeihen.

In einem warmen Juliabend begab ich mich, mehrere Jahre später, nach meinem Stammlokal.

„Gast schon gelesen?“ kam es wie aus einem Munde.
„Was ist denn los?“ gab ich zurück.

„Dein Freund, der Peter!“
Im nächsten Augenblick preßte ich dem Mann, der die Zeitung in der Hand hatte, den Arm, daß er aufschrie.

„Dies!“ schrie ich ihn an.

„Der Hochstapler Peter Schnorr hat sich in dem Moment erschossen, als ihn ein Kriminalbeamter verhaften wollte.“

Weiter kam er nicht, denn ich war ohnmächtig zusammengebrochen. Ich hörte nur noch ein Donnern und in tausendfacher Höhe die Worte: „Du trägst die Schuld.“
Man trug mich heim und lange bin ich krank gelegen. Seitdem, wenn ich allein und traurig gestimmt bin, steigt etwas in mir auf, geht wie eine Nadel durch meinen Körper, schnürt mir den Hals zusammen — und dann kommen sie anfangs langsam, dann heftig, die Tränen um meinen verlorenen Freund.

Die ersten Römer kannten die Frauen nicht. Dadurch wird der Raub der Sabinerinnen erklärlich.

„Los vom Mann!“ rief manche Frauenrechtlerin. Da war er längst fort.

Die Malerei ist seit einiger Zeit die Kunst, keine — Bilder zu malen.

Der wahre Künstler würde gern auf jeden Hervorruf verzichten, wenn er dadurch verhindern könnte, daß ein anderer gerufen wird.

Was wird Koeren sagen, wenn er im Himmel, in den er zur Belohnung für seine Agitation kommt, nichts als nackte Engel findet!

Allerlei.

Vom Subalternen spricht Ahenarius im „Kunstwart“ (Beilage von Georg D. W. Gallwey, München, 4. W. im Quartal). Hier einige Sätze daraus, die auf allgemeines Interesse rechnen dürften: „... Der Durchschnittsdeutsche, behaupten sie rings, zeigt mehr als der Durchschnittsausländer der meisten kulturellen Eigenschaften des Subalternen. Und ich fürchte, darin haben sie recht. In seinem Lanke wenigstens, in dem ich gereift bin, habe ich so oft bemerkt, daß man sich so im Verkehr mit anderen entweder über- oder untergeordnet fühlte, daß man irgend ein Abhängigkeitsverhältnis gefühlsmäßig herstellte, daß man überhaupt an den unglückseligen Begriff „Rang“ dachte. Man tritt anderswo voraussetzungsloser als Mensch zum Menschen, das besondere Verhältnis zu anderen spielt überhaupt keine solche Rolle und man bleibt deshalb freier, natürlicher. Bei uns fühlt sich schon der kleine Beamte als seines Publikums Vorgesetzter oder, wenn es sozial „höhergestellt“ ist, als seinen Untergebenen. Ueber unseren Respekt vor der Uniform hat ja beim Hauptmann von Köpenick die ganze Welt gelacht. Der kleine Kaufmann, dem ich Geld bringe, diener vor mir. Die offizielle Befähigung, daß man was „Besseres“ sei, bringen Titel und Orden — sie können so albern sein, wie sie sind, bei welchem „freien“ Volke sind sie mehr erzieht, als bei uns! ... Das Subalterne wirkt als eine fortwährend hemmende Suggestion der Persönlichkeitskräfte und damit nicht nur des „höchsten Glieds der Erdenkinder“, sondern auch der besten nationalen Kraft. Schweigen wir ganz von Würdfragen und von den ästhetischen Unräulichkeiten des subalternen Geistes. Der diene auch mit seinem Willen und Intellekt dem Ganzen nicht besser, als der Kadavergehorsam dem Heere, wo man bekanntlich die Entschlußfähigkeit des einfachen Soldaten mehr und mehr zu entwickeln strebt.“

Ratgeber.

Gesundheitspflege.

Erhalte dein Augenlicht! Heutzutage, wo die Kurzsichtigkeit und andere Augenleiden immer mehr überhand nehmen, kann man nicht oft genug vor einigen üblen Gewohnheiten warnen, die schon manches Auge ruiniert haben. Jedermann sollte folgende Regeln befolgen: 1. Strenge deine Augen nie an bei ungenügendem oder Dämmerlichte, oder wenn sie heiß sind und schmerzen. 2. Das Licht falle immer über deine linke Schulter auf das Buch oder den Gegenstand, welchen du betrachtest. 3. Trage keine enge Kleidung um den Hals. Das Zimmer, in dem du beschäftigt bist, soll nicht zu heiß, die Füße aber sollen warm sein. 4. Halte die Augen nicht zu nahe an den betreffenden Gegenstand. 5. Lies niemals in liegender Stellung oder im Wagen während einer Fahrt; schlimme Augenkrankheiten sind die Folge. 6. Verdick deine Augen nicht dadurch, daß du sie sonderbar und unnatürlich rollst und verdrehst. 7. Wenn du die Augen sehr anstrengen mußt, so gönne ihnen zuweilen eine kleine Ruhepause und strecke sie mitunter durch kalte Augenbäder. 8. Wenn du als Schutz vor grellem Lichte, Schneeflimmern usw. eine farbige Schutzbrille trägst, so trage sie nicht länger, als es die Umstände bedingen; ihr beständiger Gebrauch schwächt das Auge.

Bei Magenleiden leistet ein Tee von Wermut und Honig mit ein wenig gutem Rum oder etwas Wein gute Dienste.

Gegen Gelfert und Guxten hilft Lindenblütentee, mit Honig versüßt, vortrefflich.

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Liebe Jugend! Hauptmann v. Müller muß mit seinem Burtschön ins Mandor und ordnet an, daß einer der zurückbleibenden Soldaten an jedem Abend in seiner Wohnung erscheinen solle, um im Burtschöngemache zu schlafen, da seine junge Frau sehr ängstlich veranlagt ist. Gleich am ersten Abend — die junge Frau ist eingeladen und will ausgehen — erscheint der bestellte Soldat nicht; nach längerem Warten geht Frau Hauptmann von Müller aus und kehrt spät heim. Als sie gerade mit dem Auskleiden beschäftigt ist, wird heftig geklingelt. Sie eilt zur Tür. Auf ihre erschreckte Frage: „Wer kommt da noch so spät?“ erklingt durch die Tür die Antwort: „Ich bin Musikfaher Meyer, ich soll heute Nacht bei der Müllern schlafen!“

Neue Steuer. „Die Finsternis solltest du besteuern anstatt das Licht“, sagte ein Freund zu Eydow, „da würden die vier Milliarden schon allein aus Bayern gedeckt!“

Frischen bekommt vom Onkel, der vergessen hat, ihm etwas mitzubringen, 50 Pf. geschenkt mit der Weisung, sich Donbons dafür zu kaufen. Freudig eilt er fort und kommt erst nach Verkauf einer Stunde zurück. Auf Befragen, was er mit dem Geld gemacht habe, gibt er strahlend zur Antwort: „Ich hab se verlosse.“ „Er war solange über die Straßenbrücke gelaufen, bis das Geld alle war.“

Höfliche Servilität. „Sie grüßen das leere Kuppee des Fürsten?“ — „Die Postler könnten ja noch warm sein.“

Leider beginnt das Gift der Sozialdemokratie auch in Beamtenkreisen seine zerstörende Wirkung auszuüben. Im „Neuen Göttinger Anzeiger“ macht ein königl. Gesundheitswärter bekannt: „Die königl. Hengste Astronom, Bauat und Spiritist sind eingetroffen.“ Mit welcher empfindlichen Nichtachtung spricht der p. Wärter da von Ihren Hochwohlgeboren den königlichen Herren Hengsten einfach als von den königlichen Hengsten!

Literatur.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart Paul Singer) ist das 23. Heft des 27. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Die landwirtschaftliche Woche. — Die Sozialdemokratie und das Kolonialproblem. (Die heillosen Sozialisten und die Kongofrage.) Von Emil Vandenbelle. (Schluß). — Die Ergebnisse der amerikanischen Wahlen. Von Algernon Lee. — Die Industrie Danemarks. Von Gustav Bang.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Verlag von Paul Singer), ist Nr. 11 des 19. Jahrganges zugegangen. Aus dem Inhalt dieser Nummer heben wir hervor: Die Schrecken der Arbeitslosigkeit in Berlin. Von Luise Bieh. — Frauen, erwehmet! Von M. W. — Auf zum Kampf gegen die Entrechtung der Arbeiterklasse in den Krankentassen. Von Gh. — Eine aufreizende Ausstellung. Von M. Kt. — Die Prometheusfuge. Von G. G. (Schluß). — Die Lage der Arbeiterinnen in der Holzindustrie. Von E. D. — Aufzeichnungen eines Dienstmädchens. Von einem Hamburger Dienstmädchen.

Für unsere Mütter und Hausfrauen: Glarbe. Von K. Weibrecht. — Älteste Kulturzeichen aus der historischen Zeit. II. Von Hannach Dorsch-Lewin. — Alkohol und Kind. Von Dr. med. Bettina Steininger. — Die Mutter als Erziehlerin.

Für unsere Kinder: Ruhlose Klage. Von Adam Asnhl. (Gedicht). — Kriegsgeschichten. Von Hans Friedemann. — Im Krieg. Von Maria Konopnicka. (Gedicht). — Das Schloß mit den drei Fenstern. Ein Märchen von E. Almsloh. — Märzsonnenschein. Von Karl Gerol. (Gedicht). — Die Korallen. Von Karl Ewald. — Kinderpredigt. (Gedicht).
Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf.

Selbst...
 Etwas...
 der...
 nicht...
 nicht...
 nicht...
 nicht...
 nicht...
 nicht...
 nicht...
 nicht...

Ein Fastnachtsvergnügen.

Ein Parteigenosse bittet uns, einem Reisebericht Aufnahme zu gewähren. Er schreibt: Gar mancher Leser wird wohl denken, daß diese Wanderung am Fastnachtsonntag vielleicht in der Restbezirk auf der Kaiserstraße oder gar von Restaurant zu Restaurant stattgefunden hat; nein, weit entfernt hiervon. Nichts dergleichen am Sonntag mit einem Fremden und dessen Frau hinaus in die Natur auf die Höhen des nördlichen Schwarzwaldes, um ganz dem Fastnachtsgetriebe aus dem Wege zu sein. Schon am Vorabend wurde das zu dieser Wanderung nötige an Essen und Trinken herbeigebracht und in den uns so lieb gewordenen Kutschwagen gepackt. Sonntag früh ging's nun zur Bahn, um zunächst mit dem Zuge 7.07 Uhr nach Baden-Baden zu fahren. Aber welche Gestalten begegneten uns auf dem kurzen Wege zur Bahn? Es waren Menschen, die erst im Begriffe waren, nach Saufe zu gehen, um sich von den in der verflochtenen Nacht durchgemachten Strapazen zu erholen. Im Rausche schwankten dieselben einzeln und gruppenweise vor uns her, uns, die wir frisch und munter waren, belästigend und verhöhnd. Wir aber ließen uns von diesen stark von Alkohol durchtränkten Nachtschwärmen nicht stören, wußten wir doch, daß wir von unserer geplanten Wanderung für unsere Gesundheit mehr Nutzen haben, als jene, die da glauben, etwas „Großes“ vollbracht zu haben, wenn sie ganze Nächte opfern, nur damit wieder einmal „mitgemacht“ wurde.

Auf dem Perron angelangt, sahen wir Dutzende von Schneeschuhläufern, die mit Hilfe ihrer „Bretter“ die Höhen des Schwarzwaldes erklimmen wollten. Der Zug brachte uns rasch zu unserem Ausgangspunkt Baden-Baden. Von hier aus, mußte nun unsere Wanderung zu Fuß angetreten werden. Durch die Nischtal-Allée der Bäderstadt ging's nach Nischtal-Seelach, dem Scherhof zu. Bislang hatten wir ziemlich ohne Schwierigkeiten unsern Weg zurücklegen können; aber nun war's vorbei. Die Witterungsverhältnisse der vorausgegangenen Woche hatten dafür gesorgt, daß wir mit dem Schnee genug Arbeit bekamen. Ein Bahnschlitten ging uns nicht vorweg, der den Weg ebnete. An dem Scherhof vorbeigekommen, sahen wir den ersten Schneeschuhläufer, der mühsam seine Bretter noch auf den Schultern trug, da der Schnee für ihn noch nicht genügend war. Doch dies sollte bald anders werden, schon liefen wir auf einer Schneedecke von 30 Zentimeter und wurden nun bald von dem Schneeschuhläufer, der jetzt angeknallt hatte, überholt. Während dieser nun glatt vor uns weg fuhr, sanken wir bei jedem Schritt vorwärts in den Schnee und wurde uns deshalb das Gehen sehr erschwert. Unser nächstes Ziel war die Badener Höhe. Wir dachten, bis 12 Uhr dieselbe erreicht zu haben, jedoch hatten wir mit einer solchen Schneemasse, die sich bis zum Ziel auf eine Tiefe von 60 Zentimeter ausdehnte, nicht gerechnet. Da wir nur wenig Gelegenheit haben, größere Touren zu unternehmen, insofern diese Tour für uns sehr anstrengend war, waren wir glücklich, um 1/2 Uhr nachmittags auf der Badener Höhe angelangt. In der Schutzhütte der Badener Höhe wurde das Mittagmahl bereitet. Wir als Arbeiter konnten uns natürlich nicht erlauben, hier oben in eines der nächst liegenden Hotels zu gehen und dort mit den Bessersituierten an der „Table d'hôte“ teilzunehmen. Ich glaube, daß wir schließlich den gleichen Appetit entwickelt hätten, wie jene. Auf dem Turm der Badener Höhe war die Aussicht nicht eine solche, wie wir sie gerne gewünscht hätten. So war uns nur Gelegenheit gegeben, das malerisch gelegene Serrentwies sowie den Turm der Hornsgrinde und die näheren Vergeshügel zu sehen. Da unsere Füße hierbei ziemlich am Gefrierpunkt angelangt waren, setzten wir unsern Weg zunächst nach dem „Kurhaus Sand“ fort. Dort angelangt, sahen wir ein fröhliches Treiben von Schneeschuhläufern beiderlei Geschlechts.

Während wir nach dem Wiedensfeld marschierten, mußten wir immer dem Rufe „Bahn frei!“ folgen, um nicht von den Brettern mitgenommen zu werden. Seltsam sieht man hier, wie die Bretter leicht auf der Schneedecke fortglitten, während wir den Schnee mit unsern Stiefeln durchwaten. In mir wurde der Wunsch laut,

dort auch ein „Straußer“ zu werden, um an diesem schönen Wintersport, wenn auch als Arbeiter, teilnehmen zu können. Da nun an die Heimreise gedacht werden mußte, benötigten wir die Bertelsbachsche zu unserm Abstieg. Auch hier hatten wir infolge des vorhandenen Glatteres einige Schwierigkeiten zu überwinden, sodaß wir mehrmals genötigt waren, auf allen Vieren zu kriechen. Bald gelangten wir in Ober-Bühlertal an, wo auf dem Bahnhof hunderte von Schneeschuhläufern, darunter nur wenige sonstige Ausflügler, den Abgang des Zuges erwarteten. Um 8 Uhr abends lief der Zug auf dem Bahnhof der Restbezirk ein, wo wir nur ungern wieder an des andern Tages Lasten dachten.

Ich für meinen Teil habe mir vorgenommen, so oft es meine Verhältnisse erlauben und die Bitterung dazu angeht, eine solche Wanderung im kommenden Frühjahr und Sommer zu machen. Gar viele Arbeiter könnten dies möglich machen, ohne daß Familie oder ihre sonstigen Verpflichtungen der Gewerkschaft oder Partei gegenüber darunter zu leiden. Unlängst schrieb schon einmal ein Freund der Natur im Unterhaltungsblatt: „Man kann auch einmal einen Schoppen nicht trinken“. Auch ich sage dies. Nämlich das Gros der Arbeiterschaft einmal dazu, dem übermächtigen Wirtschaftskaiser ein Ende zu machen und sich drauhen in der Natur für dieses Geld zu erfreuen, es wäre für ihre Bildung und für ihre Gesundheit viel förderlicher. Darum, hinaus in die Natur!

K. L.

Ein aussterbender Raubritter.*)

Von Dr. Kurt Heercke.

Dem Laien ist der Bartgeier unter dem Namen „Räumergeier“ am bekanntesten; seiner Stellung im System und seinen biologischen Eigenheiten entspricht am besten die Bezeichnung „Geieradler“; ferner heißt er noch „Gamsen-, Greif- oder Fochgeier“. In der Schweiz war er früher ein sehr bekannter Vogel und wird noch jetzt gern von den Fremdenführern den Touristen gezeigt oder von unwissenden Reisenden erwähnt, in welchen Fällen aber regelmäßig Vertuschungen mit dem Steinadler vorliegen. Heute kann man als sicher annehmen, daß wenigstens in den deutschen Teilen der Alpen der Bartgeier als ausgestorben angesehen werden muß. In Steiermark wurden die letzten Bartgeier 1809, in Oberösterreich 1824, in Salzburg 1843, in Bayern 1855, in der Schweiz und Tirol 1894 erlegt. Die Alpen sind eben schon zu dicht bevölkert, und die Kultur ist heute schon zu tief in ihre früher stillen Täler eingedrungen, als daß sich ein Vogel wie der Bartgeier dort noch wohl fühlen könnte. Nahrungsmangel und heftigere Verfolgung seitens des Menschen mußten hier gemeinsam seinen Untergang herbeiführen. Unter dem Einflusse dieser beiden Faktoren scheint übrigens der Bartgeier der Alpen während der letzten beiden Jahrhunderte im letzten verzweifelten Ringen um seine Existenz auch seine Lebensweise erheblich abgeändert zu haben, denn die schweizerischen Beobachter schildern ihn übereinstimmend als einen kühnen und gewaltigen Räuber, während er in anderen Ländern und namentlich im Süden mit Recht als ein seltsam und unschädlicher Geselle gilt. Heutzutage findet man ihn, nachdem er aus den Alpen verschwunden ist, im mittleren Europa nur noch in Siebenbürgen. Dagegen bietet ihm die Balkanhalbinsel in ihrer ganzen Ausdehnung noch das seltsame Wohnsitz, und wenn neuerdings auch in den kultivierteren Teilen dieser Länder nicht wenige Bartgeier dem für Varen und Wölfe bestimmten Giste zum Opfer fallen, so haben sie dafür namentlich in den rein türkischen Gebieten noch vollständig und auf lange hinaus Ruhe. Ferner beobachtete ich diesen stolzen Flieger, der auch den

*) Unter diesem Titel schildert im „Kosmos“, dem von allen Zeitschriften zur Pflege der Naturkenntnis am weitesten verbreiteten Organ der gleichnamigen Gesellschaft der Naturfreunde (Stuttgart) der bekannte gemüthvolle Forscher des heimischen Vogelweltens einen der Ausrottung verfallenen Bewohner des Hochgebirges. Wir entnehmen dem fesselnden Artikel mit freundlicher Erlaubnis folgenden Auszug.

Kaufhaus, Sardinien und Korsika bewohnt, in den Pyrenäen und im Taurus, nirgends aber so häufig wie in den persisch-russischen Grenzgebirgen südlich von Aschtabad, wo man ihrer bisweilen ein halbes Dutzend und mehr gleichzeitig die steilen Felsgrate abtreiben oder in träger Ruhe auf dem kahlen Gestein herumhocken sieht. Wie schon aus der Aufzählung all dieser Wohnorte hervorgeht, ist der Bartgeier ein ausgesprochener Hochgebirgsvogel, der sich am liebsten an der Schneegrenze aufhält, namentlich da, wo es Gamsen und dergleichen gibt. Zur Nistzeit, die sehr frühzeitig fällt, geht er etwas tiefer herab, im Hochsommer dagegen in höchste Gebirge empor, und nur sehr strenge Winter vermögen ihn gelegentlich in die Täler hinabzudrücken. In Wäldungen kommt er niemals. Je einsamer, nackter und schroffer ein Gebirge ist, um so lieber ist es ihm.

Für solch ein Hochgebirgsleben und den Flug in dünnen Luftschichten ist er dem auch ausnehmend gut organisiert. So besitzt er z. B. eine natürliche Schneehülle, indem die Sklerotica in einem 4 Millimeter breiten Ring von prachtvoll orangefarbener Färbung ungewandelt ist, hinter den sich beim Erweitern der Pupille die schwefelgelbe Iris zurückziehen kann. Bei keinem anderen mir bekannten europäischen Vogel findet sich diese ebenso merkwürdige wie praktische Vorrichtung. Sein Flugbild ist eines der schönsten, denn fast ohne Flügel Schlag durchschwimmt der gewaltige Vogel mit den mächtigen Fittichen und dem langen Ruderohrschwanz die reine und klare, alles in den schärfsten Umrissen abzeichnende Hochgebirgsluft. Holt er aber einmal mit den gewaltigen Flügeln aus, tief, so daß sie fast unter dem Bauche zusammenschlagen scheinen, so genügt auch ein einziger solcher kraftvoller Flügel Schlag, um ihn über den zu überlegenden Gebirgskamm hinwegzutragen. Das ganze Flugbild erinnert mehr an das eines Falken als an das eines Adlers oder Geiers. In der klaren Gebirgsluft sehen seine Farben dann wie mit Duft behaucht aus, die eigentümliche Gesichtszuordnung tritt auf große Entfernung deutlich hervor, die rostrarbene Unterseite leuchtet bei plötzlichen Wendungen im Sonnenlichte förmlich rotgelb auf, und die Oberseite sieht, von oben gesehen, wie mit zartem Schemelschwarz bespudert aus, weshalb ihm auch die scharf beobachtenden Kirgisen den Namen Kok dschor (= Blauer Geier) gegeben haben.

So bildet der ruhig längs der Felsgrate im Luftmeer dahinschwimmende und die unter ihm liegenden Täler mit seinem wunderbar scharfen Auge abspäuhende gewaltige Flieger auch eine sehr farbenschöne Erscheinung, die sich gar prächtig abhebt von dem finsternen Schwarz der Granitwände, dem saftigen Grün der Alpenmatten, dem leuchtenden Weiß der Schneefelder und dem reinen Azur des wolkenlosen Himmels.

Eine Frau mit mehreren Männern.

Unter der Anlage der Bigamie stand die Ehefrau Maren Kirstine Fuß gesch. Åsmussen geb. Henriksen aus Dänemark in Hamburg vor der Strafkammer. Die äußerst verwidelteten Familien- und Eheverhältnisse der Angeklagten bieten Stoff zu einem Sittenroman mit einigen hundert Fortsetzungen. Die jetzt 37 Jahre alte, aber jünger aussehende Angeklagte kam im Alter von 19 Jahren nach Hamburg, führte hier einen leichtsinnigen Lebenswandel, insofern sie wegen Lebertretung bestraft und 1892 ins Arbeitshaus gesteckt wurde. 1894 ging sie nach Dänemark zurück und heiratete in Kopenhagen den Maler Åsmussen. Nach kurzer Zeit verliebte sie ihren Ehemann und kam nach Hamburg zurück, wo sie ihr früheres Leben aufnahm. Auf Betreiben ihres Ehemannes wurde die „Ehe“ geschieden.

Um diese Zeit wurde Frau Å. aus dem Hamburger Staatsgebiet ausgewiesen. Bald darnach entbrannte sie in Liebe zu dem Maler Fuß, der sie am 14. Juli 1898 heiratete. Nach einigen Monaten kehrte sie ihrem Namen den Rücken und warf sich in die Arme eines damals am Reiberstieg wohnenden Mannes namens Kröger, dem sie am 28. März 1905 die Hand zum „ewigen Bunde“ reichte, obwohl ihre Ehe mit Fuß nicht geschieden war. Um diese Ehe eingehen zu können, hatte sie sich mit ihrer in Dänemark wohnenden verheirateten Schwester, einer Frau Å., in Verbindung gesetzt, der sie brieflich mitteilte, sie wolle nun ein neues Leben unter anderem Namen beginnen. Sie würde

verheiratet sein, wenn sie andere Papiere hätte. Schließlich machte sie ihrer Schwester den Vorschlag, ihr die Papiere ihrer jüngsten, seit Jahren in Amerika weilenden Schwester Estine zu verschaffen. Als Frau Å. die Papiere ihrer Schwester Estine in Händen hatte, „heiratete“ sie, wie schon erwähnt, den Kröger. Auch diese Ehe besagte dem flatterhaften Weibe nicht, denn sie erinnerte sich nun ihres in Altona wohnenden geschäftsmäßigen Mannes Fuß, zu dem sie noch in demselben Jahre „zerknirscht und reumütig“ zurückkehrte, ihm eine phantastische Geschichte über ihre mehmonatige Abwesenheit erzählend. Aber bevor noch das Jahr 1905 zur Neige ging, suchte sie wieder ihren Ehemann Nr. 2 auf, und so ging das noch einigemal hin und her. Die „Eheirungen“, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, wurden immer bunter. Denn eines Tages erzählte sie ihrem Ehemann Nr. 1 (Fuß), daß sie wieder bei ihrem geschiedenen Ehemann Åsmussen sei, während sie sich in Wirklichkeit bei ihrem Ehemann Nr. 2 (Kröger) aufhielt. Fuß nahm nun die Adresse Wohnung in Augenschein; Å., den er nach der Darstellung seiner Frau für deren ersten Ehemann Åsmussen halten mußte, war nicht zugegen. Als Fuß hinter die Schliche seiner „Getreuen“ kam, erstattete er Anzeige.

In der Untersuchungsphase behauptete die Angeklagte fortgesetzt, Estine Kröger, geb. Henriksen zu heißen; sie spielte also ihre um 9 Jahre jüngere Schwester, der sie „zum Verwechseln ähnlich“ sehe. In der Verhandlung legte Frau Fuß ein offenes Geständnis ab. Nach ihrer Darstellung soll ihr Mann (Fuß) von dem Verhältnis zu Kröger gewußt haben. Fuß habe sie geheiratet, weil er geglaubt habe, sie bekäme von ihrem geschiedenen Ehemann Åsmussen Geld; aber als dieses ausblieb, habe er sie mißhandelt, so daß sie davongelaufen sei. In bestimmter Weise stellt Fuß die Angaben seiner Frau in Abrede. Wie noch in der Beweisaufnahme erörtert wird, hat die Angeklagte sich noch nebenher mit einem weiteren Manne verlobt und mit diesem eine Weile zusammengelebt, um dann wieder zu ihren anderen Männern zurückzuflattern. Der Staatsanwalt beantragte 1 Jahr Zuchthaus, während der Verteidiger, Dr. Weiß, für eine mildere Strafe eintrat. Das Urteil lautete auf eine Gefängnisstrafe von 1 Jahr.

Arbeiterfrauen und Kleiderreform!

Auf die Erwiderung des Herrn A. Domsch in Nr. 19 des Unterhaltungsblattes möchte ich nur noch bemerken: Herr A. Domsch hätte besser getan, wenn er durch ein praktisches Beispiel den Beweis erbracht hätte, wie man bei einem Reformkleid Stoffersparnisse machen kann. Mit derartigen Ausdrücken wie: „Trübe Ansicht der Schneiderinnen“, „ungenügende Ausbildung“, „Ungeiltheit der Schneiderin“, ist nichts, aber garnichts bewiesen. Sehr oft werden derartige ungeschöne Ausdrücke dann gebraucht, wenn man keine anderen Gründe hat. Meine Ansichten, welche auch von einem großen Teil der Schneiderinnen geteilt werden, stützen sich eben auf praktische Erfahrungen, die so gut wie der Schneider auch die Schneiderin haben kann. Im Interesse der Sache hätte ich gewünscht, daß die Frage sachlich geklärt worden wäre. Durch die Schreibweise des Herrn Domsch wird es aber unmöglich gemacht.

T. H—r.

(Für uns ist jetzt die Angelegenheit an dieser Stelle erledigt.)

„Kleines und Kleineres“.

Unter diesem Titel veröffentlicht Julius Stettenheim im Pester „Lloyd“ eine Reihe von Aphorismen, Einfällen und Sprüchen.

Nun, da ich komponiert worden bin, sagte Salome zum Götterfürsten, nun könnten mich Ew. Durchlaucht doch endlich laufen lassen.

Eine Dame reicht keiner Frau vertrauensvoller die Hand, als einer Maniküre.

Das ist eine schlimme Angewohnheit, sich fortwährend irgend etwas abzugewöhnen.